



Denkmal, Veteranenverein und Erinnerungskultur

Eines der ersten bayerischen Gefallenendenkmäler entstand in Marzoll. Die Geschichte dahinter bietet spannende Einblicke.

Von Stadtheimatspfleger
Dr. Johannes Lang

Wenn der Krieg der Vater aller Dinge sein soll, wie es der griechische Naturphilosoph Heraklit einst formulierte, so trifft dies zuallererst auf jene Reaktionen zu, die unmittelbar auf einen Krieg folgen. Erbe aus einem solchen Krieg war stets auch die Erinnerung in Form von Vereinigungen und Denkmälern. So war es nach dem Deutsch-Französischen Krieg 1870/71, ebenso nach den furchterregenden Erfahrungen aus dem Ersten Weltkrieg 1914 bis 1918.

In der Tat erfolgten die häufigsten Denkmalsetzungen sowie Gründungen von damals nach so genannten „Krieger- und Veteranenvereinen“ in den Jahren nach 1871 beziehungsweise 1918. Und in beiden Fällen gab man damit vor allem den jüngeren Soldaten eine emotionale Heimat, um das Erlebte besser verarbeiten zu können. Auch wenn der Vergleich in mancherlei Hinsicht hinken mag, so trugen diese Vereine – zumindest unbewusst – einen Therapieansatz in sich.

Aus den Jahren zwischen etwa 1800 und 1850 datieren die ältesten, heute noch bestehenden Kriegerdenkmäler sowie Krieger- und Veteranenvereine im deutschen Sprachraum, was darauf hindeutet, dass gerade die so genannten Franzosenkriege – die Napoleonischen Kriege, der Russlandfeldzug wie auch die Befreiungskriege – ein neues Kriegserlebnis bewirkten. Sie stellten eine bis dahin nicht für möglich gehaltene Dimension der Gewalt, des Einsatzes von Massenheeren und Artillerie, der Kriegstechnik und nicht zuletzt der geographischen Ausdehnung dar. Von der Atlantikküste Portugals bis zur Wolga und von der Ostsee bis nach Ägypten; von der Schlacht auf hoher See über die Kämpfe in den Weiten Russland bis hin zu den Auseinandersetzungen im alpinen Terrain reichten die Kampfhandlungen. Sie besaßen für die damalige Wahrnehmung in der Tat Weltkriegsdimension.

Das Erleben schafft eine emotionale Verbindung

Dass das gemeinsam Erlebte die Entstehung einer Schicksalsgemeinschaft zur Folge hatte, daran lässt der Ortspfarrer der Stadt Nördlingen in einer Rede im Jahre 1842 keinen Zweifel: „Die Erfahrungen jener kriegerischen Zeit bilden ein inniges Band unter euch; die Gefahren, welche ihr gemeinschaftlich bestanden, die Kämpfe, in welchen ihr gemeinschaftlich geblutet, die Siege, in welchen ihr gemeinschaftlich die Lorbeeren des Krieges gepflückt, halten euch auch jetzt noch im Frieden, auch jetzt noch in euerm Alter verbunden.“ Aus heutiger Sicht zwar pathetisch formuliert, enthält die Rede doch jenen Gedanken, welcher der Motivation der Krieger- und Veteranenvereine zugrunde lag: Das gemeinsame Erleben extremer Situationen schafft eine starke emotionale Verbindung.

Zwar gab es seit 1682 in Bayern ein stehendes Heer, aber keine allgemeine Wehrpflicht. Im Grunde

bestand das Armeekontingent aus Söldnern, die kaum eine ideologische oder nationsbedingte Verbindung zu ihrem obersten Kriegsherrn entwickelten. Zu einem guten Teil waren dies hartgesottene und nicht selten straffällig gewordene Burschen, so dass das Militär einen eher zweifelhaften Ruf genoss. Der bayerische General Franz Joseph von Gaza vermerkte 1799 in einer Denkschrift, „dass es der Baier für keine Ehre mehr, sondern fast für eine Unehre hält, zu dienen.“ Dies komme daher, „weil man nur die ärmste[n] um so zu sagen den Abschaum des Pöbels“ engagiere. 1805 erließ der bayerische Kurfürst Maximilian Joseph eine Verordnung zur allgemeinen Wehrpflicht, womit der neue Staat eine moderne Wehrverfassung erhielt. Obwohl in der Praxis anfänglich noch stark eingeschränkt, rekrutierte sich die Armee nun zusehends aus den Staatsuntertanen, die immerhin acht Jahre zu dienen hatten. Ein Krieg kam ihnen dabei insofern entgegen, als ein abgeleitetes Kriegsjahr zwei Friedensjahren gleichzusetzen war. Bald schon gewannen die bayerischen Soldaten an Nationalbewusstsein, sie zeigten selbstständiges Handeln und sie lernten im Felde von ihren französischen Lehrmeistern sehr schnell. Durch den Bau neuer Kasernen, durch eine neue Uniformierung und Bewaffnung avancierte die bayerische Armee zu einer der besten und schlagkräftigsten der damaligen Zeit. Mit der militärischen Aufrüstung wuchs auch Bayerns politischer Einfluss.

In einer großen Armee an verschiedenen europäischen Kriegsschauplätzen zu kämpfen, war für die Soldaten mit ihrem bäuerlichen oder bürgerlichen Hintergrund eine neue Erfahrung sowie eine psychische Belastung. Auf den europäischen Schlachtfeldern erfuhren sie das Grauen, wenn sich – wie in der Schlacht bei Wagram – 335 000 Soldaten und mehrere hundert Kanonen gegenüber standen. Der Landerbauer Simon Holzner, der als Kriegsgefangener im fernen Temešvár 1809 verstarb.

Vermutlich noch in diesem Jahr ergriff Dominik Winkler (1774 bis 1857), Pfarrer in Marzoll und selbst als ambitionierter Heimatforscher tätig, die Initiative, „den aus der hiesigen Gemeinde für die in der Verteidigung des Vaterlandes Verstorbenen ein angemessenes Monument errichten zu lassen.“ Dabei dachte er an eine auf dem Friedhof vor dem Gotteshaus des Heiligen Valentin platzierte gotische Totenleuchte, von welcher der Volksmund fälschlich behauptete, sie stamme aus der Zeit der Römer und sei dem antiken Gott des Krieges, Mars, gewidmet gewesen. Nachdem sie auf Weisung der königlichen Bauinspektion verschwinden sollte, Winkler jedoch „aus Achtung für ihr Alter und zur Bewahrung traditioneller Rückerinnerung“ für deren Erhalt eintrat, wurde die Säule vermutlich im Jahre 1810 (vielleicht auch 1811) für ein neu zu schaffendes Denkmal „zum Andenken der in den neuesten französischen Feldzügen aus der hiesigen Gemeinde verstorbenen Krieger“ umgestaltet und eingeweiht.

Dazu hinterließ Winkler eine Rechtfertigungsnotiz: Die steinerne Säule „wird sich nun nicht mehr allein durch die Ehrwürdigkeit des Alters empfehlen, sondern auch durch ihre neue Bestimmung, wodurch vorzüglich



Die ehemalige Totenleuchte von Marzoll ist eines der ersten Gefallenendenkmäler Bayerns und an prominenter Stelle platziert. – Fotos: Stadtarchiv Bad Reichenhall



Die Schlacht auf dem Walsertal im Jahre 1800 forderte über 20 000 Tote und Verwundete.



Bei der Schlacht von Melleck 1809 wurden etwa 50 Tiroler Aufständische getötet.

► Itens das Andenken an die hiesigen Gemeinde-Söhne, die in der Verteidigung des Vaterlandes gestorben sind, für die weite Zukunft erhalten und

► 2tens die ehrenvolle Pflicht der Vaterlandsliebe und Verteidigung den Nachkommen erblich gemacht wird.“

Mit der Erstellung der Gedenktafeln wie auch der Instandsetzung der reparaturbedürftigen Säule wurde der Steinmetzmeister Anton Högler betraut. Schon aus der Verwendung von Marmor ist der Wunsch der Auftraggeber nach Dauerhaftigkeit des Andenkens ablesbar. Neben insgesamt vier längsovalen Tafeln aus hellrotem Untersberger Marmor, die auf den älteren Lichtstock-Öffnungen angebracht sind, finden

sich zwei am Säulenschaft angebrachte Widmungstafeln in Wappenform. Letztere Inschriften („Mortuis in patriae defensione“ sowie das Chronogramm „Marzollensis paroChla DICAVIT“) bilden eine Sinneinheit, wie die deutsche Übersetzung zeigt: „Den bei der Verteidigung der Heimat Gestorbenen, gewidmet von der Marzoller Pfarrei“. Erst nach 1818 trug man den Namen eines weiteren Türken nach: Franz Kugelstadter († 1814). Wie der Steinmetzrechnung vom Oktober 1811 zu entnehmen ist, beließ man das Feld dieser letzten Tafel ursprünglich unbeschriftet. Dies mag aus Gründen der Symmetrie erfolgt sein; vielleicht ahnte man aber auch, dass es in näherer Zukunft zu weiteren Opfern kommen wür-

de ... Die rund 44 Gulden teure Umnutzung und Sanierung der gotischen Totenleuchte finanzierte der im Aufbringen von Geldmitteln erfahrene Pfarrer Winkler zu einem guten Teil durch private Spenden. So etwa kamen mehr als zehn Gulden durch entsprechende Gaben zusammen, über elf Gulden steuerten die Hinterbliebenen der auf den Tafeln angeführten Gefallenen bei, womit in erster Linie die Inschriften finanziert wurden. Aus dem „Armen-Seelen-Stöckl“, einem Opferstock, stammten ebenfalls Geldmittel. Den größten Teil finanzierte Winkler durch den Verkauf eiserner Kreuze von aufgelassenen Gräbern. Die auf diese Weise umfunktionierte gotische Totenleuchte dürfte das früheste Krie-

gerdenkmal zu Ehren der in den Franzosenkriegen Gefallenen weit über die Region hinaus darstellen und kann als eines der ersten im gesamt-bayerischen Raum gelten. In seiner architektonischen Schlichtheit nimmt das Monument die Aussage der gotischen Totenleuchte auf. Einen heroischen oder gar martialischen Nimbus, wie er durch Aufnahme entsprechender Symbolik den Kriegerdenkmälern späterer Zeiten anhaften sollte, kannte man noch nicht.

Ein Zeitgenosse beschrieb das Kriegerdenkmal im Juli 1818 als „ein schönes Zeichen des vaterländischen Sinnes“. Die damit verbundene Diktion deutete eine neue Sichtweise an, wonach der Dienst in der Armee als Dienst für das Vaterland angesehen wurde und das Sterben im Krieg eine sakrale Aura erhielt: „So oft ich dieß andauernde Denkmahl sah, fühlte ich mich wie überflossen von der Quelle der Vaterlands-Liebe. Man ist erfreut und erstaunt, auf einsamen Dörfern solchem Sinn zu begegnen. Aber man begreift zugleich auch, wie natürlich es ist, die Brüder der Gemeinde, die dem stillen Leben der Heimath entrissen, im großen Leben des Volkes mitgewirkt und gelitten zu haben, die die Erfüllung der schwersten und schönsten Vaterlands-Pflichten unterm entfernten Erdreich gebracht hat [...]“

Vermutlich nur wenige Jahre später brachte man – vielleicht inspiriert durch das Marzoller Vorbild – zu Ehren der 1809 gefallenen Reichenhaller im Friedhof von St. Zeno eine marmorne Gedenktafel mit folgenden Worten an: „Halt o edler Bayer hier / Und weine Dankestränen nieder / Für jene, die im Schlachtgewürh / gefallen sind, die edlen Brüder. / Bist du dankbar, bet' für sie. / Wenn nicht, so rühme dich als Bayer nie!“ Der Textinhalt war ein deutliches Indiz des in jenen Jahren aufkommenden Landes- und Nationalbewusstseins, denn appelliert wurde an das Ehrgefühl eines jeden Einzelnen, dem man nun auch eine nationale Identität beimaß.

Da die so genannten Befreiungskriege wesentlich zur Diskussion um die politische Einigung Deutschlands beitrugen – zumal ab 1813 auch Bayern an der Seite der Napoleon-Gegner stand – sollte dies auch in der Erinnerungskultur zum Ausdruck gelangen. „Gefallen für das Vaterland“ – so lautete die Abstrahierung eines als heiligmächtig empfundenen Opferganges, wie sie erst mit den Toten der Revolutionskriege und der Napoleonischen Kriege aufkommt. In Frankreich, wo die Kriege einst ihren Ausgang genommen hatten, waren noch im ausgehenden 18. Jahrhundert Gedenktafel eingeführt, Soldatenfriedhöfe angelegt und Monumente gesetzt worden. Im Gegensatz zu diesem nach antikem Vorbild inszenierten „nationalisierten Totenkult“, der alle Gesellschaftsschichten integrierte, beschränkte sich damals beispielsweise die Verehrung im zaristischen Russland noch ausschließlich auf die aristokratische Spitze siegreicher Feldmarschälle. Der gemeine Soldat hingegen blieb dort unerwähnt. Dieser Unterschied liefert ein Indiz für die Demokratisierung und Nationalisierung der jeweiligen Staaten: Wer – Einzelpersonen oder das Kollektiv der Gefallenen – wurde letztlich als erinnerungswürdig empfunden?

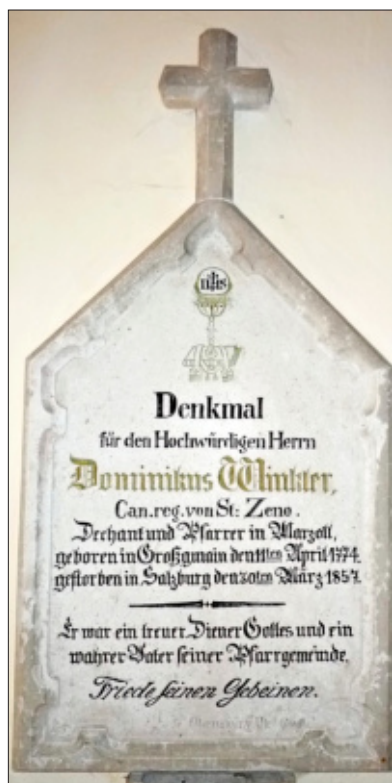
Gleichzeitig erklärte man Denkmäler zu Weihstätten für eine ganze Nation. Der Tod der Gefallenen erhielt nun, ganz im Gegensatz zur bisherigen christlichen

Todesdeutung, einen Sinn für die Überlebenden: Sie hätten, so die neue Lesart, durch ihren Tod das politische Heil des Volkes bewirkt und daher Verehrungswürdigkeit erlangt. Diese Interpretation, womit auch dem Krieg an sich eine neue Deutung zukam, ließ sich bei siegreichen Nationen freilich leichter vermitteln als auf Seiten der Verlierer, wo – vor allem nach dem Deutsch-Französischen Krieg sowie nach dem Ersten Weltkrieg – auch das Aufrechterhalten des Revanchegedankens eine Rolle spielen konnte.

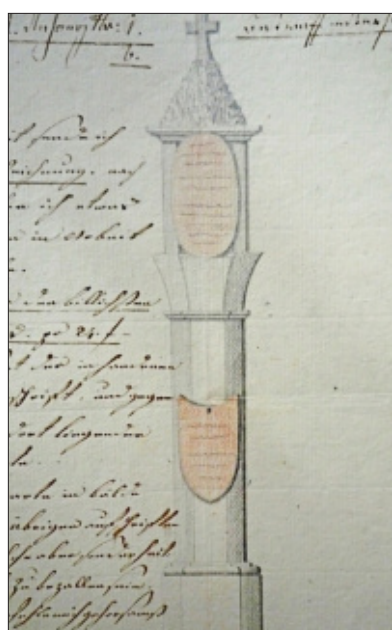
Während in Frankreich bereits kurz nach der Revolution von 1789 die Grundzüge einer nationalen Erinnerungskultur zu greifen sind, gingen im deutschen Sprachraum die wesentlichen Impulse vom Königreich Preußen aus. Mit der Stiftung des „Eisernen Kreuzes“ durch König Friedrich Wilhelm III. unmittelbar vor den Befreiungskriegen 1813 schuf man eine von gesellschaftlichem Rang und Ansehen unabhängige militärische Auszeichnung. Zudem war die Anbringung von Gedenktafeln in Kirchen vorgesehen, worauf die Namen der Gefallenen stehen sollten. Dass diese Maßnahmen in Preußen rasch an Popularität gewinnen konnten, lag nicht zuletzt daran, dass das Königreich als schärfster Kontrahent Frankreichs aufgetreten war und dabei die militärische Hauptlast getragen hatte. Insofern erachtete man den blutgetränkten Opfergang als gerechtfertigt und damit als sinn erfüllt.

Anders sahen dies naturgemäß jene Monarchien und Fürstentümer, die bis zuletzt oder zumindest zeitweise an der Koalition mit Napoleon festgehalten hatten, ließ sich doch hier die Sinnhaftigkeit des Krieges nicht unbedingt logisch vermitteln. Zudem hatte vor allem in den katholischen Ländern der individuelle Umgang mit dem Gedenken und Erinnern, das als eine sehr persönliche Angelegenheit empfunden wurde, immer noch einen hohen Stellenwert. War man dem Krieg mit heiler Haut entkommen, so gezielte es sich für den Einzelnen – und auch dies stand in der christlichen Tradition –, seine Dankbarkeit zum Ausdruck zu bringen, was beispielsweise mit Hilfe von Votivtafeln geschah. So etwa befand sich am Stallteil des Schleicherhuts in Bayerisch Gmain bis nach dem Ersten Weltkrieg eine vermutlich aus Holz gefertigte Tafel eines Teilnehmers am Russlandfeldzug, Mathias Brandauer. Die zugehörige Inschrift lautete: „Zum Lob und Dank der Muttergottes sowie auch anderer Heiligen, hat Mathias Brandauer diese Tafel für seine glückliche Heimkehr aus Rußland 1817 machen lassen.“ Zu den besonderen Formen dieser Erinnerungskultur gehört ein aufklappbares Blechbilderbuch des Kriegsheimkehrers Jakob Wimmer, das ursprünglich an der Friedhofsmauer in Palling angebracht war und sich heute am südlichen Haupteingang der dortigen Pfarrkirche befindet. Im Gegensatz zu Votivtafeln vermittelt dieses Blechbilderbuch die Stationen des Soldaten bei seinen Kampfeinsätzen 1812 bei Polotsk und 1814 gegen Frankreich, womit – zumindest innerhalb der eigenen Pfarrei – eine gewisse Aufmerksamkeit erregt wurde.

Nach preußischem Vorbild erbauten in den folgenden Jahrzehnten sämtliche Staaten des deutschen Bundes Gefallenendenkmäler. München erinnerte 1833 mit der Aufstellung eines 29 Meter hohen Obelisken am Karolinenplatz an die 1812 über 30 000 in Russland ums Leben gekommenen Soldaten der bayerischen Armee, die damals noch unter französischer Oberhoheit gekämpft hatten. „Auch sie starben für des Vaterlandes Befreyung“, ist auf der nordseitigen Bronzeplatte des Obelisken zu lesen, was zunächst – das Wort „Auch“ deu-



Gedenktafel für den Pfarrer und Initiator des Marzoller Gefallenendenkmals, Dominik Winkler.



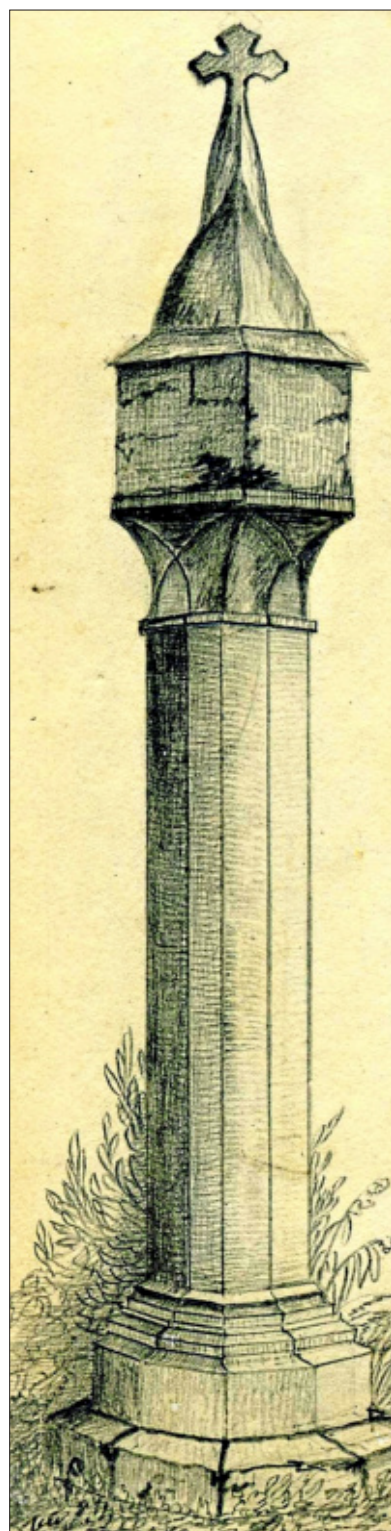
Entwurfszeichnung für den Umbau zum Gefallenendenkmal, ca. 1810.

tet es an – paradox erscheinen will: Denn in der Tat bedurfte es einer gewissen Zeit, um sich des Russland-Traumas zu entledigen und in das Klagelied des nationalen Totenkults einzustimmen. König Ludwigs I. Deutung sah – rund zwei Jahrzehnte nach der Katastrophe – im Russlandfeldzug einen notwendigen Opfergang, um sich im Anschluss an das militärische Desaster von Napoleon überhaupt abwenden und der letztlich siegreichen Allianz der Napoleon-Gegner anschließen zu können. Im Hinblick auf die spätere Befreiung von den Franzosen seien, folgt man dieser Interpretation weiter, somit auch diese Opfer nicht sinnlos gewesen.

Marzoller Denkmal mit Vorreitercharakter

In diesem Zusammenhang ist das Marzoller Denkmal von 1810/11 als ein besonders frühes Beispiel anzusehen, denn sowohl Nationalisierung als auch der sinnstiftende Opfergang werden darin bereits ansatzweise thematisiert: Die Toten von 1809 seien bei der „Verteidigung des Vaterlandes gefallen“, ebenso „kämpfend für teutsche Freiheit“. Dies entspricht dem Volksempfinden jener Zeit, das im Krieg Bayerns gegen Österreich und in der Folge gegen die Tiroler Insurgenten 1809 einen bayerischen Verteidigungskrieg zu erblicken glaubte, in den Kriegen ab 1813 hingegen einen Befreiungskampf gegen die französische Vorherrschaft über Deutschland.

Nach unterschiedlichen Schätzungen starben infolge der 23 Jahre andauernden Konflikte rund um die Franzosenkriege in Europa zwischen 3,5 und 6,5 Millionen Menschen. Die Schicksalsgemeinschaft der dem Tod entronnenen Heimkehrer fand zunächst in losen Kameradenkreisen und in der Folge in „Kriegervereinen“ oder „Kriegerbünden“ ihren gesellschaftlichen Niederschlag.



Die Gotische Totenleuchte vor deren Umfunktionierung als Kriegerdenkmal.

Seit den 1820er-Jahren beschäftigte der Gedanke zur Gründung von Veteranenvereinen verstärkt ehemalige Freunde wie Feinde. Tatsächlich gab es ältere Vorbilder, so etwa die 1786 im Pommerschen Wangerin gegründete „Militärische Schützenbruderschaft“ ehemaliger Füsiliere eines preußischen Infanterieregiments, deren Gründungsstatuten es vorsehen, kameradschaftlich füreinander einzustehen, die aus den Kriegen heimgekehrten Verwundeten und Kranken zu betruenen, die Witwen und Waisen der Gefallenen zu unterstützen, den verstorbenen Kameraden ein ehrenvolles Begräbnis zu sichern, die soldatische Tradition zu pflegen und „mit dem Gewehr alle Jahre nach der Scheibe zu schießen, um die Augen scharf, die Hände sicher und den Geist soldatisch zu erhalten“. Das Wesen der frühen Vereine war noch stark von der Idee des mittelalterlichen Bruderschaftswesens geprägt, wonach das Gebet füreinander, das gemeinsame Totengedenken und nicht zuletzt der soziale und solidarische Einsatz für einzelne Mitglieder die Grundfesten dieser Vereinigungen bildeten.

Als frühester bayerischer Kriegerverein gilt seit 1786 jener in Aying. Als weitere Vereine folgten: 1806 Lenggries, 1807 Füssen, 1810 Moosburg und 1813 Nördlingen. Bevor es zur statutenmäßigen Institutionalisierung auf Vereinsebene kam, bestanden etliche Gruppierungen bereits zuvor als lose Bünde, die vor allem das gemeinsame Totengedenken pflegten, so etwa in Bergen (1834), Grassau (vor 1836) oder Ruhpolding (angeblich 1814 gegründet). In Traunstein institutionalisierte sich eine bereits zuvor existierende Gruppe von Veteranen zu einem Kriegerverein, um die unmittelbar darauf erfolgte Errichtung eines Denkmals, eines noch heute bestehenden Obelisken, 1837 leichter in die Tat umsetzen zu können. Die Vorgänge rund um das Traunsteiner Beispiel machen aber auch deutlich, dass die Auf-



„Den bei der Verteidigung der Heimat Gefallenen“.



Erinnerungsbild an den Dienst in der bayerischen Armee, 1840. Am 24. April des Jahres 1840 gründeten sieben Reichenhaller Salinenarbeiter einen Verein, der nicht nur Kriegsveteranen umfasste.

stellung von Monumenten nicht mehr nur – anders als zwei Jahrzehnte zuvor – als obrigkeitliche Angelegenheit wahrgenommen wurde, sondern inzwischen von einer breiten gesellschaftlichen Öffentlichkeit getragen wurde. Der Umstand, dass ein aus Mitgliedern der Unterschicht zusammengesetzter Verein nun eine Rolle in der Gesellschaft zu spielen begann, ist ein untrügliches Zeichen für die damit Hand in Hand gehende Demokratisierung in der Zeit bis zur bürgerlichen Revolution 1848/49.

Am 24. April des Jahres 1840 gründeten sieben Reichenhaller Salinenarbeiter den „Edlen Verein der in der könig[lich] baier[ischen] Armee Gedienten und mit ehrenvollen Abschied entlassenen Militärs des könig[lichen] Landgerichts Bezirkes Reichenhall“, der somit nicht nur die Kriegsveteranen, sondern auch die Reservisten umfasste und sowohl für die Stadt als auch für das gesamte gleichnamige Landgericht galt. Die Männer waren keine Gebirgsschützen gewesen, die ja eine Art Unabhängigkeits-Status besessen hatten und vor allem 1809 in der Verteidigung Reichenhalls gegen die Tiroler Aufständischen zum Einsatz gelangt waren, sondern ehemalige Soldaten des Linienmilitärs.

Über einhundert Mitglieder zählte der Verein, der überwiegend aus Salinenarbeitern und Beamten bestand, unmittelbar nach seiner Gründung. Die Gründungsurkunde des Reichenhaller Vereins weist auf ihrer Vorderseite in Reimform die Wertvorstellungen auf, welche die physischen und psychischen Erfahrungen aus den Franzosenkriegen widerspiegeln.

Man wollte zu einem heiligen Zwecke“ zusammenkommen, um sich gemeinsam an das Erlebte zu erinnern, weiterhin bereit zu sein, für die Verteidigung der Heimat einzutreten, einmal im Jahr an die Gefallenen zu denken und für sie zu beten, besonders für jene, für die sonst niemand mehr betet.

Nur ein Jahr später zählte der Verein über 150 Mitglieder. Als die damals noch „Militärverein“ bezeichnete Vereinigung am 1. Mai 1842 zum alljährlichen Gedächtnisfest zusammen kam, folgten bereits an die 200 ehemaligen Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten der Einladung.

Den Waffenbrüdern die Ehre erweisen

Über den Ablauf berichtete die in München erscheinende Zeitung „Der bayerische Eilbote“: Um 6 Uhr morgens traf man sich in der Stadtpfarrkirche St. Nikolaus zum Gottesdienst; um 13 Uhr zog man mit den hiesigen Schützenvereinigungen, darunter den Landwehr-Schützen, und mit Musikbegleitung durch die Landwehr-Musik zur Schießstätte, wo das Übungsschießen begann. Anschließend trafen sich noch etwa 80 Veteranen zum Beisammensein im Lindacherbräu (heute: Gasthof „Bürgerbräu“). Der Vereinsvorstand, Hauptzollamts-Verwalter Caspar Hartl, hielt eine Rede und trug die Statuten des Vereins vor, ehe man das gemeinsame Mahl zu sich nahm, „wobei die Veteranen mit der heitersten Stimmung ihre Thaten und bestandene Beschwerden in ihren mitgemachten Feldzügen sich gegenseitig erzählten“. Als es Abend wurde, gesellten sich auch die Frauen und Töchter zum gemeinsamen Tanz im Saal des Lindacherbräus hinzu. Zum Abschluss um 21 Uhr trat nochmals der Vereinsvorstand in die Mitte, um einen Toast auf den bayerischen Monarchen und das Haus Wittelsbach auszusprechen.

In ähnlicher Form verliefen die Jahrestreffen auch in der Folge. In den 1860er-Jahren, als die Kriegsgeneration der Napoleonischen Kriege abzusterben drohte, kam es zu den Kriegen von 1866 und 1870/71. Sie leisteten Vorschub für eine neue Welle von Kriegervereinsgründungen, die sich auf

diese jüngsten militärischen Auseinandersetzungen beriefen und dabei nicht selten die Toten aus der Zeit der Franzosenkriege aus dem Gedächtnis strichen. Nicht selten wurden ältere Gedächtnistafeln durch die Listen der neuesten Kriegstoten ersetzt, da der Krieg der Großväter emotional kaum noch berührte.

Erst die Rückbesinnung zu Ende des 19. Jahrhunderts führte zur Schaffung neuer Gedächtnisorte auch in unserem Raum. Zu einem verhältnismäßig frühen Zeitpunkt, im Jahre 1887 und damit sechs Jahre vor der Einweihung eines Denkmals am Bergisel, kam es zur Errichtung eines Monuments am Pass Strub, 1900 folgten Ehrenmale auf dem Kirchplatz des Marktes Lofer (am Bodenbühl/Schneizleuth erst 1925), 1901 in Kirchdorf („Wintersteller-Denkmal“), 1905 am Pass Luftenstein, 1908 in Unken und Waidring („Stainer-Denkmal“) – gefertigt aus edlen Materialien und in ihrer teilweisen Monumentalität geradezu erbaut für die Ewigkeit. Sie alle rekurrierten zwar auf die Ereignisse einhundert Jahre zuvor. In ihrem plötzlich so zahlreichen Erscheinen innerhalb weniger Jahrzehnte bildeten sie jedoch einen neuen Grad der Nationalisierung der Bevölkerung, womit sie im weitesten Sinne zur allgemein erkennbaren Militarisierung sämtlicher Bevölkerungsschichten beitrugen. Mit ihrem deutlich ablesbaren Appell an die Wachsamkeit gegenüber „dem Feind“ bereiteten sie im Grunde auf den nächsten Krieg vor, der in Form des ersten auch offiziell so bezeichneten Weltkrieges schon bald kommen sollte.

Am 11. Juli 1909 beging der „Veteranen- und Kriegerverein Marzoll“ sein 25-jähriges Jubiläum, wobei man gleichzeitig das 100-jährige Bestehen des aus der Zeit der Franzosenkriege stammenden Kriegerdenkmals im Marzoller Friedhof feierte. Beschwörend blickte der Hauptredner jenes Tages, der Bitterbauer von Oed bei Teisendorf, in die Zukunft: „Gerade so wie damals werden die jungen Männer auch heute hinein, wenn es gilt, das Vaterland zu verteidigen. Mit neidischen Blicken schaue man hin auf das deutsch-österreichische Bündnis. Im Osten, Süden und Westen zeigen sich ständig gefährdende Gewitterwolken [...]“ Wenige Jahre später, im August 1914, sollte sich das Weltengewitter dramatisch entladen. Zumindest anfänglich glaubten die Menschen noch an die Sinnhaftigkeit dieses neuen blutgetränkten Opferganges.

Nach 1918, nachdem sich die Armeen Europas gegenseitig aufgerieben hatten, entstanden neue, mitunter martialische Denkmäler, auch solche, die den Revanchegedanken aufrechterhalten sollten: hier der heroisch in Szene gesetzte brüllende Löwe, dort der wachsame Adler. Die Symbolik ließ erahnen, dass noch etwas Schreckliches folgen sollte, als 1939 ein neuer Krieg vom Zaun gebrochen wurde, noch umfassender, noch blutiger. Danach war das Verlangen nach neuer heroischer Inszenierung bei den meisten gestillt.

Vom Marzoller Denkmal, dieser eher unscheinbar wirkenden Totenleuchte, nimmt die Geschichte der lokalen Erinnerungskultur ihren Ausgang: Dazwischen liegt heute ein Zeitraum von über 200 Jahren, geprägt von Verlust und Tod, vom Einzelgedenken, vom gemeinschaftlichen Gedenken, vom Heldentum, von politischer Ideologie, vom Hoffen auf eine friedliche Zukunft und – auch das verdeutlicht dieses heute kaum mehr beachtete Denkmal – vom Vergessen.

„Heimatblätter“, Beilage zu „Reichenhaller Tagblatt“ und „Freilassinger Anzeiger“, gegründet 1920 von Max Wiedemann, Druck und Verlag der „BGL-Medien und Druck GmbH & Co KG“, Bad Reichenhall.